

Der Essayband, den Libuše Moníková unter dem Titel *Prager Fenster* vorlegt, versammelt Arbeiten, die in den Jahren zwischen 1988 und 1993 in verschiedenen Zeitungen des deutschsprachigen Raums erschienen sind. Moníková nähert sich mit ihren Essays den Bruchstellen der jüngeren tschechischen Geschichte (1938, 1968, 1989) und bettet diese ein in den Kontext der Geschichte im allgemeinen, aber auch in den Kontext der deutsch-tschechischen Beziehungen im besonderen. Dabei geht es ihr nicht nur um private Erinnerungsarbeit, sondern durchaus auch um politische. Denn in gewisser Weise will Moníková das Bild, das der Westen und insbesondere Deutschland von Prag und Tschechien hat, korrigieren, um so Fremd- wie Selbstbilder aufzudecken. Und nicht zuletzt geht es bei dieser Erinnerungsarbeit auch um den Versuch, die unbekanntenen Opfer dieser Krisenzeiten dem Vergessen zu entreißen.

*Prager Fenster*, das läßt Assoziationen offen für unterschiedliche Blickrichtungen: einmal der fremde Blick, der des Exils auf Prag, aber auch reziprok die Blickrichtung aus *Prager Fenstern* heraus auf eine Zeit, die seit 1989 nicht mehr wiederzuerkennen ist. Und tatsächlich liefert Moníková nicht nur nostalgische Blicke auf und aus Prag, sondern zugleich eine historische Landeskunde vor allem für diejenigen, die erst in böhmische Diffizilitäten eingeweiht werden müssen. Dabei läßt sich Moníková von ihrem europäischen Traum vom Böhmen am Meer – so der literarisch produktive Irrtum Shakespeares – leiten, um diesem „Irrtum“ einen eigenen geographischen Entwurf gegenüberzustellen. Nicht gerade den aus der Zeit Ottokars II., der möglicherweise Shakespeare inspirierte, als der Herrschaftsbereich des Königreiches Böhmen für kurze Zeit tatsächlich Ausmaße von der Ostsee bis zur Adria umfaßte, sondern eher den Ingeborg Bachmanns, deren Poem *Böhmen am Meer* einer genauen Exegese unterzogen wird. Aber vielleicht spielt auch der Entwurf Karel Čapeks hinein, der in seiner großartigen Untergangsvision *Der Krieg mit den Molchen* nun tatsächlich das Meer bis nach Bad Schandau/Sachsen gelangen läßt – als Folge der Überflutungsmaßnahmen einer dem Menschen evolutionär überlegenen Molchspezies!

Geboren aus dem Wissen der historisch oftmals schwierigen Mittellage Böhmens reflektiert Moníková die Bruchstellen der tschechischen Geschichte, 1968 der Verrat der Bruderarmeen und damit die Verlegung Böhmens nicht ans Meer, wohl aber in die asiatische Steppe. Oder nur dreißig Jahre vorher das Trauma von München 1938 und der Verrat durch die Verbündeten Großbritannien und Frankreich, dem der Verrat der Nachbarn Polen und Ungarn alsbald folgte, welche noch 1939 bei der „Zerschlagung der Rest-Tschechei“, so der zynische Befehl Hitlers, schnell ihrerseits Gebietsforderungen vom Führer des Deutschen Reiches sanktionieren ließen – nur ein halbes

Jahr vor dem Überfall auf Polen! Alles natürlich auch *Weißer Berge* im tschechischen Bewußtsein.

Aber Moníková rechnet nicht nur mit dem Verrat und der Aggression durch die Nachbarstaaten und Verbündeten ab, sondern auch mit den eigenen Versäumnissen, den eigenen Defiziten. Spätestens seit der *Fassade* befindet sich Moníková ja auch auf der Suche nach der tschechischen Seele, die ebenfalls eine alte Tradition in der tschechischen Nationalliteratur besitzt – der Schwejk ist da sicher nur ein Höhepunkt. Allerdings ist die Gegenwart, die Jetztzeit, die so euphorisch begann mit einem Präsidenten, den ein Motto von Jan Amos Comenius (Komenský) in seine Amtszeit einführte, nur mehr reiner Pragmatismus: „Die Ideale der sanften Revolution sind verflogen, die Vorstellung eines Sozialismus mit menschlichem Antlitz verblaßt, belächelt.“ Aus der Sicht des Jahres 1994 werden eben die alten Begriffe fragwürdig, Ost und West sind semantisch mehr als unscharf, die erst durch politische Manipulation zu Kampfbegriffen des Kalten Krieges wurden, der nun beendet scheint: „Anstelle beugbarer Begriffe müssen wieder Namen gesetzt werden, der stagnante Zustand von Unkenntnis und Manipulierbarkeit, den sie anzeigen, muß ein Ende haben.“

Und hier gehört – dies ist sicher das edelste Anliegen dieser Essays – die Erinnerung an die vergessenen Opfer; Opfer, die häufig zu voreilig einer pragmatischen Politik geopfert wurden wie die sechs einsamen Demonstranten, die in Moskau gegen den Einmarsch 1968 protestierten. Hierzu gehören auch die jungen Prager und Tschechen, die sich nach Jan Palach ebenfalls – als lebende Fackeln – verbrannten, deren Namen aber aus dem kollektiven Gedächtnis gelöscht schienen. Gelöscht von einer Staatsmacht, die alles daran setzte, den Sarg Jan Palachs nachträglich einzuäschern – ihn also ein zweites Mal zu verbrennen! –, ist doch eine Urne beim „Umzug“ wesentlich praktischer, wenn es gilt, auch die Stätten der Märtyrer unsichtbar zu machen.

Dabei ist es gerade die Rekonstruktion dieser historischen „Kleinigkeiten“, die erst den glaubwürdig-objektiven Blick auf das werfen, was vorschnell als Weltgeschichte entsorgt wird. Und dazu gehört eben auch die gerade vom tschechischen (und auch polnischen) Exil mit Verve betriebene Entlarvung westlichen Protesthabitus, der aus einer sicheren rechtsstaatlichen Zone heraus sich „unbequem“ zu verhalten glaubte!

An zentraler Stelle widmen sich die Essays einem an Heine erinnernden Leiden an Deutschland. Schon das Exil verrät die Last, dem Mütterchen Prag, welches bekanntlich Krallen hat (Kafka), zu entkommen und einzig Berlin, so heißt es schon in Moníkovás *Pavane*, kann sich als Ausweichquartier geltend machen – auch dies sah Kafka ähnlich. Leiden an Deutschland meint aber weniger die subjektive Exilerfahrung und den Weg in eine Fremdsprache, die nun – auch poetisch – Muttersprache wurde. Leiden meint gerade die politische Realität – und hierfür stehen die Orte eskalierenden Ausländerhasses wie Hoyerswerda und Rostock, Mölln und Solingen – und die aktuellen (deutsch-tschechischen) Diskurse, die von Unkenntnis tschechischer Kultur und Gesellschaft (von der Sprache einmal ganz zu schweigen!) geprägt, die von sudeten-deutschen Lobbyisten monopolisiert und die von beiderseitigen Feindbildern stereotypisiert werden. Dabei verrät Moníková eine sehr sensible Einfühlung, wenn sie gerade der Langlebigkeit von Feindbildern den Prozeß detaillierter historischer Erinnerung entgegenstellt und somit Schuldaufrechnungen wie Schlußstrichversuchen eine Absage erteilt: „Die Schuld ist nicht gleich, aber es geht um keinen Wettbewerb

des Schreckens.“ Aber eben auch: „Das Recht auf die Landschaft der Kindheit, die einen Menschen geprägt hat, ist unveräußerlich, und niemand darf daran gehindert werden, dorthin zurückzukehren.“ Dies sind Worte einer Autorin, die weiß, was es heißt, die „Landschaft der Kindheit“ verlassen zu müssen.

Die Essays, die Libuše Moníková vorgelegt hat, sind somit von dem Bemühen geleitet, vorhandene Selbst- und Fremdbilder sowohl zu aktualisieren als auch zu problematisieren und damit zugleich eine Rekonstruktion kollektiver Gedächtnisinhalte vorzunehmen, um den alternativen Möglichkeiten, den Möglichkeiten zwischen dem Stumpfsinn westlicher Schaufenster und der Apathie östlicher Aufbauparolen, nachzuspüren. Allerdings verbleibt der Blick wehmütig bei einer Hypothese von Utopie. Es ist nur ein flüchtiger Moment wie der Prager Frühling 68, welcher ein Wissen um diese andere Möglichkeit verkörpert, ein Moment – Ironie der Geschichte –, der ja auch 1989 noch einmal kurz im Lichte der noch kurzlebigeren *sanften Revolution* vor dem Blick des Betrachters aufflackerte.

Moníková bewegt sich also mit ihren Essays gewissermaßen in den Fußstapfen Franz Kafkas und Walter Benjamins, ist auch ihr Ziel doch eine Geschichte von unten, eine Geschichte der Opfer, in der jenes wahre Bild von Vergangenheit vorbeisucht, welches „nur als Bild, auf das Nimmerwiedersehen im Augenblick seiner Erkennbarkeit eben aufblitzt“ (Benjamin), das Vergangene festzuhalten vermag, was mit jeder Gegenwart zu verschwinden droht. Gegen dieses Verschwinden, so Moníkovás Anliegen, muß der Dichter antreten, um jenen Gerechtigkeit zu verleihen, die auch heute wieder von der Marginalisierung der Geschichte bedroht werden. Man rufe sich nur die zermürbende Diskussion um die Aufarbeitung der Stasi-Akten in Deutschland in Erinnerung, eine Diskussion, die ja gerade von den ehemaligen Tätern sowie denjenigen westdeutschen Linken, die von der Utopie eben keinen Abschied zu nehmen gedenken, geführt wird mit dem Ziel, endlich die Akten zu schließen und die ganze Gauck-Behörde in den Orkus zu schicken. Was würde das anderes bedeuten, als die Opfer erneut zu Opfern zu machen, indem das ihnen geschehene Unrecht der Vergessenheit anheimgegeben wird?